

Unterhaltungs-Blatt.

Beilage

zur Preßburger-Zeitung No. 54.

Dienstag, den 12. Juli 1825.

Chinesische Barbarei.

Es ist fast unglaublich, auf welche Abwege der Charakter des Menschen gerathen kann, wenn er durch Vorurtheil oder Gewohnheit beschränkt wird. Keine Entartung ist in dieser Hinsicht auffallender, als die der Mutterliebe in China und in Indien. Wenn auch nicht alle Berichte über diesen Gegenstand übereinstimmend sind, so ist es doch gewiß, daß, vorzüglich zu Peking und zu Canton, die Mütter ihre Kinder auf öffentlichem Markte verkaufen. Zu Malabar werden diese hilflosen Geschöpfe gleichfalls als eine Kaufmannsware betrachtet, die man für geringe Preise erhalten kann. Ein englischer Reisender erzählt davon folgenden Zug: „Zu Ende der regnichten Jahreszeit, und in einem Augenblicke, wo das Land keinesweges der Hungersnoth ausgesetzt war, kaufte ich einen neunjährigen Knaben und ein Mädchen von gleichem Alter, die ich einer reichen Frau zu Bombay zum Geschenk bestimmte, für denselben Preis, den ich in England für ein Paar Schweinchen gegeben haben würde. Die Kinder konnten glücklicherweise bei diesem Kauf nur gewinnen; denn sie wurden dem Elend entnommen und traten unter den Schutz einer würdigen Frau,

die sie mit Sorgfalt erziehen ließ und ihnen eine bessere Zukunft versicherte, als sie bei ihren Aeltern hätten erwarten dürfen, die sie vielleicht an irgend einen Portugiesen verkauft haben würden, bei denen man sie noch übler als das Vieh behandelt. Eines Tages, als ich mich eben in meinem Verandah befand, bot mir eine junge Frau einen Korb mit Früchten an. Nach der Abschließung des Handels fragte sie mich: ob ich nicht auch eines der beiden schönen Kinder kaufen wolle, die sie auf ihren Armen trug. Ich warf ihr, statt der Antwort, ihre wenige Mutterliebe vor, worauf sie mir ganz ruhig antwortete, daß sie eben jetzt schwanger sei und in wenigen Wochen erwarten dürfe, noch ein Kind zu haben, wonach es ihr sehr beschwerlich sein würde, sie alle 3 zu pflegen, und daß sie deshalb das eine oder das andere gern um eine Rupie verkaufen möchte. Einige Tage nachher brachte sie mir noch einen Korb mit Früchten, und sagte mir zugleich, mit nicht großer Freude: daß sie ihr Kind an den portugiesischen Dollmetscher, Signor Manuel Rodriguez verkauft, der, so reich und christlich er auch immerhin sein möge, ihr doch nur eine halbe Rupie, oder ungefähr 30 fr. C. M. dafür gegeben habe.

Petersburger Sittentafel.

Das physische Gleichgewicht.

In mancher Stadt muß man fürchten, in den Straßen einen Dachziegel auf den Kopf zu erhalten, in St. Petersburg hingegen möchte man besorgt sein.

jeden Augenblick von einem aus der Höhe herabstürzenden Menschen erschlagen zu werden. Man erblickt an einem Hause einen Maurer, der an der äußern Mauer des 2ten oder 3ten Stockwerks einige Ausbesserungen machen soll. Er hat deswegen kein besonderes Gerüst aufgeschlagen, er spaziert vielmehr mit nackten Füßen auf einem Mauervorsprunge von 6 oder 8 Zoll Breite umher und arbeitet auf diese Weise. Man kann nicht begreifen, wie er, mit der ganzen Schwere des Körpers nach aussen, mit den Fußspitzen auf einem so schmalen Raum ruhend, nur das Gleichgewicht behalten könne, viel weniger noch, wie er zu arbeiten im Stande sei. Aber weder jenem Waghalse, noch irgend Jemand unter allen Bewohnern dieser großen Stadt, fällt es ein, daß ein solches Unternehmen gefährlich sei. Auf fast allen Dächern, an 100 Häusern, sieht man solche Menschen sich bewegen, ohne Stricke, ohne Leitern, und nur mit der alleintgen Hilfe ihrer natürlichen Gewandtheit, ihrer Stärke und ihres physischen Gleichgewichts. Andere hängen von einer dünnen Stange herab an einem Strick, in einer oft schwindelnden Höhe für den Zuschauer; aber sie selbst bewegen sich daran mit einer Sicherheit und Gewandtheit, wie eine Spinne an ihrem Faden.

Oft begegnet man einem Pferd, das einen Karren, oder den vordern Theil eines Wagens nachzieht. Der Fuhrmann geht weder zu Fuß daneben, noch setzt er sich auf's Pferd. Er steigt auf die schmale Latte, welche die beiden Räder verbindet, hält sich aufrecht auf derselben und jagt so im stärksten Trabe über das holperichte Steinpflaster dahin, dessen Stöße ihm oft

bis auf 10 Zoll in die Höhe schleudern. Wie ein Seiltänzer, und geschickter noch als ein solcher, hält er die Beine etwas ausgebreitet und fällt immer wieder auf denselben Punct, von dem er im nächsten Augenblick wieder wie eine Feder emporgeschneilt wird. Dabei hält er die Zügel in der einen und die Peitsche in der andern Hand und pfeift oder singt unaufhörlich fort. Bei den meisten russischen Fuhrwerken hat man wenig oder nicht an den Rutschersitz gedacht, demungeachtet findet der Roslenker, gleichviel ob auf Sibitka, Drosfenki oder Teleka, überall seinen Platz, sei es nun auf der Deichsel, oder auf der Achse, auf dem schmalen Wagenrad, oder selbst auf der Radschraube, auf welcher lektorn er sich, mit einem Fuße schwebend erhält, während das Rad, kaum einige Zoll neben ihm, sich mit Blitzschnelle herumdreht. Seine Beine dienen ihm zur Balancierstange, und er weiß sie so geschickt zu gebrauchen, daß er, bei einer raschen Wendung oder Ausbeugung, wo ein jeder andere Rutscher mit einem so schmalen Gefährte unfehlbar umwerfen würde, es durch einen geschickten Sprung glücklich auf den Rädern erhält.

Ich hatte vorgestern einen gewaltigen Schreck. Ganz gemächlich erging ich mich nämlich auf dem Quai der Millionne, als ein Mensch, schweifend und ganz mit Schweiß übergossen, an mir vorübereilte, ungefähr 50 Schritte weiterhin einen Strick an das Geländer befestigte und sich mit demselben gegen die Nawa hinunterstürzte. Mein erster Gedanke war, daß der Unglückliche sich ersäufen wolle, und ich sprang mit größter Hast zu der Stelle hin, auf welcher er

verschwunden war. Da erblickte ich ihn an der Mitte der hohen, perpendikulären Mauer schwebend, den tiefen Strom fast berührend. Er hängt mit dem Kopfe abwärts, den Strick leicht um seinen rechten Fuß geschlungen, und befestigt mit den Händen einen andern an einem der eisernen Ringe, um dadurch das Aufwärtssteigen einer schwerbeladenen Barke zu erleichtern. Nach beendigter Operation schwingt er sich wieder empor und haspelt sich an dem Strick aufwärts. Ich wendete mich an ihn, um ihm eine Vorstellung über die Gefahr zu machen, der er sich aussetze. Er glogte mich mit großen Augen an, schüttelte leicht mit dem Kopf und sprang wie ein Reh auf und davon, um noch mehr als 50 Male, in einer jedesmaligen Entfernung von 100 zu 100 Schritt, dasselbe Manöver zu wiederholen.

Ein Russe geht selten einem ausreißenden Pferde aus dem Wege, und kaum wird er sich die Mühe geben, vor einem mit 4 Rossen bespannten Fuhrwerke auf die Seite zu treten. Er weiß, daß er nur eine kleine Wendung zu machen braucht, um das Pferd zu vermeiden, und daß er stark genug ist, um desselben Meister zu werden, wenn er es für nöthig erachten sollte. Es macht ihm eine wahrhafte Schadenfreude, auf das Geschrei der Kutscher und Jockeien nicht zu hören, und es gereicht ihm zu einem Triumphe, dessen er sich nicht ungern rühmt, eine Kutsche zum Langsamfahren genöthigt zu haben. Ohne die vortreffliche Polizei, würde es an Geräderten in Petersburg nicht fehlen.

Selbst der Schlaf der Russen hat etwas Karak-

ristisches, das man so leicht bei keiner andern Nation findet. Die Arbeiter bei den öffentlichen Land- und Wasserbauten suchen gewöhnlich die allergefährlichsten Stellen zu ihren Schlummerplätzen aus. Ein schwaches überragendes Brett an einem hohen Gerüste, eine Leiter, ein Mauervorsprung von kaum einem Fuß Breite, oft auf der Höhe eines vierstöckigen Hauses, oder am Rande des Stroms, sind die Lieblingsorte, die sie zur Sieste erwählen. Warum suchen sie nun eben diese gefährlichen Stellen auf? Es geschieht nicht aus Unachtsamkeit, nicht aus barbarischer Beschränktheit, die nicht über den gegenwärtigen Moment hinauszublicken vermag, sondern vielmehr einer unwiderstehlichen Neigung und Tollkühnheit wegen, die ihren Grund in dem Bewußtsein einer eisernen Stärke, und einer quecksilberartigen Gewandtheit hat, die mit nichts verglichen werden kann. Dies Gefühl der Kraft und Unererschrockenheit verdeutlicht sich am besten durch ihr Wort „nebos“ (fürchte nichts), das sie beständig und bei jeder Gelegenheit im Munde führen, und durch welches mehr, als durch eine langgedehnte Beschreibung, der eigentliche Hauptcharakter dieses Volks bezeichnet wird.

Geht man in der Nacht an irgend einem Palaste vorüber, in dem sich noch Gesellschaft befindet, so sieht man die Kutscher und Bedienten, seltsam zusammengekrümmt, auf ihren Sizen ohne Rücklehne, oder auf den hintern Ausritten, in Morpheus Armen ruhend. In einem andern Lande würde man so etwas als ein Kunststück betrachten; hier ist das etwas ganz Gewöhnliches, und die Kutscher bringen so den größten Theil

der Nacht zu. Die Kleinen¹¹ bis 15 jährigen Jockeis sind indessen noch viel geschickter. Sie legen entweder ihren Kopf auf die Mähne der Pferde, und behalten die Füße in den Steigbügeln, oder sie strecken sich vollkommen und in horizontaler Lage darauf aus. Eine leichte Bewegung des Pferdes, und man sollte vermeinen, daß das Kind hinabstürzen müsse; aber ich habe nie ein Beispiel davon gesehen. Sonderbarer ist es noch, wenn sie sich über die beiden Pferde hinweglegen, und auf den Rücken des einen den Kopf, und auf dem des andern die Füße haben. (Beschluß folgt.)

A n e k d o t e.

Eine Deputation irgend einer Akademie wurde dem verstorbenen König von Frankreich, Ludwig XVIII. vorgestellt. Der Monarch empfing sie mit seiner gewöhnlichen Güte und fragte: ob sich viele Hellenisten unter den Mitgliedern der Gesellschaft befänden? — Hellenisten? rief der Wortführer: Dafür mag uns der liebe Himmel bewahren. In der That, und um Eurer Maj. die reine Wahrheit zu sagen, es gab einige solcher Elenden in der Gesellschaft, aber die Akademie hat sie mit Schimpf und Schande ausgestoßen, und jetzt gibt es kaum noch 3 oder 4 solcher Lumpen im ganzen Departement. — Der gute Mann glaubte, es sei von den Anhängern des gefährlichen Gefangenen auf St. Helena die Rede, und der König mußte herzlich über diese patriotische Wuth lachen.

M i s z e l l e.

Das „Anekdoten-Journal der Frau von Campan“ enthält einen Charakterzug, oder, wenn man lieber will, eine Aeußerung Talma's, über den Schauspielersstand, in welcher dieser große Tragiker in seiner ganzen Ueberlegenheit sich zeigt. „Der Schauspieler,“ sagt er, „hat bei weitem mehr Schwierigkeiten zu besiegen, als der gewöhnliche Redner. Der Letztere hat nur geziemend seine eigenen Gedanken auszusprechen, er zeigt sich immer er selbst, wenn er redet; dahingegen der Schauspieler genöthigt ist, seine Seele und seinen Körper nach dem Charakter oder der bekannten Haltung der Person zu bilden, die er darstellen soll. Wie vermöchte man es sonst, die großen Leidenschaften, die hervorstechenden Taster und Tugenden nachzuahmen? Wie wollte man anders den Charakter entdecken, den diese oder jene Person haben soll? Der Schauspieler ist also genöthigt, auf irgend eine Weise die Seele und das Genie dieser Person zu erborgen, um die wieder lebendig darzustellen zu können, die keine andere Spur auf der Erde von sich zurückgelassen hat, als einige Zeilen im großen Buche der Geschichte. Diese Arbeit erfordert viele Geduld, viel Nachdenken und viele Ausdauer. Jede Dissonanz zwischen dem Blick und der Bewegung, dem Gedanken und den Zügen, vernichtet den Zauber der Täuschung, und der Erfolg geht gänzlich verloren. Das Gesicht muß ein Spiegel sein, in dem man aufs Klarste Alles lesen könne, was im Geiste vorgeht. Die Stimme, dieses mächtige Mittel, die Eindrücke mitzutheilen, muß frei, beweglich und wohlklingend sein, um alle Accente der Seele betonen zu können. Die Bewegungen des Körpers müssen demselben Impuls folgen, so daß man in ihrer Harmonie die vollkommene Identität der Person erkenne, die vor den Blicken des Publikums erscheint.“
